

# Berlinale

**DRAUFBLICK – Viele junge deutschsprachige Regisseure  
Den Namen Reda Kateb wird man sich nun merken müssen.**



**setzen auf Oberflächenreize und Rauschzustände.  
Und manchmal ist weniger mehr wie bei den Kurzfilmen.**

## PORTRÄT

### Er ist Django

Reda Kateb spielt die  
Hauptrolle im  
Berlinale-Eröffnungsfilm

VON PATRICK HEIDMANN

Es gibt immer wieder Gesichter, die man nicht mehr vergisst, nachdem man sie einmal auf der Leinwand gesehen hat. Oft weiß man nicht, wie der betreffende Schauspieler eigentlich heißt. Und nicht selten vergisst man sogar den zugehörigen Film schnell wieder. Aber dieses Gesicht brennt sich ein; und jedes Mal, wenn man es sieht, fragt man sich: Wer ist dieser Typ?

Im Berlinale-Eröffnungsfilm „Django“ wird es vielen Zuschauern so gehen, wenn sie Reda Kateb in der Rolle des berühmten Gitarristen und Komponisten Django Reinhardt sehen, der 1910 als Sohn elsässischer Sinti in Belgien geboren wurde, in den 1930er-Jahren zum Star wurde und während der deutschen Besatzung aus Paris fliehen musste. Reda Katebs Name löst selbst bei versierten Kinogängern oft nur Achselzucken aus, zumindest jenseits Katebs französischer Heimat. Doch das Gesicht, das man eingedenk des Silberblicks im besten Sinne als Visage bezeichnen mag, ist unverwechselbar.

Weil es mit seiner breiten Nase an einen Boxer erinnert, wurde Kateb zu Beginn seiner Karriere bevorzugt als Gangster besetzt. Seine erste Rolle war 2008 die eines Drogendealers in der Fernsehserie „Engrenages“. Wenig später gab ihm der große Jacques Audiard eine Nebenrolle, mit Oberlippenbart und fiesem Koteletten, in seinem Oscar-nominierten Knastdrama „Ein Prophet“. Auch in der erfolgreichen Mafia-Serie „Mafiosa“ war Kateb mit von der Partie.

Reda Kateb wurde im Pariser Vorort Ivry-sur-Seine geboren und wuchs in der Welt der Kunst auf. Sein Vater, der aus Algerien stammende Schauspieler Malek-Eddine Kateb, stand genauso auf Theaterbühnen wie vor der Kamera. Sein Großonkel



Reda Kateb als Django Reinhardt im Eröffnungsfilm „Django“

ist der Schriftsteller Kateb Yacine. „Tagein, tagaus zu sehen, dass Erwachsene spielen dürfen wie Kinder und dass dies sogar ein Beruf sein kann, hat mich unglaublich inspiriert“, erinnert sich der heute 40-Jährige. Schon mit 12 Jahren beschloss Kateb, Schauspieler zu werden. Er verdiente sich sein Taschengeld als Filmvorführer und brach später sein Literaturstudium ab, um mit dem Théâtre du Chaos in Gefängnissen und Krankenhäusern aufzutreten.

Die Rollen, in denen dem Publikum heute sein Gesicht auffällt, sind längst vielfältiger als zum Karriereanfang. Kathryn Bigelow übertrug ihm in „Zero Dark Thirty“ den Part eines gefolterten mutmaßlichen Terroristen. Ryan Gosling besetzte ihn in seinem Regiedebüt „Lost River“ als Taxifahrer und rettenden Engel. Reda Kateb spielte an der Seite von Diane Kruger („Barfuß auf Nachtschnecken“) und Viggo Mortensen („Den Menschen so fern“). Er gewann den französischen Filmpreis César für das Mediziner-Drama „Hippocrate“.

Derzeit kann man ihn in den deutschen Kinos in Wim Wenders' Peter-Handke-Verfilmung „Die schönen Tage von Aranjuez“ sehen. Höchste Zeit also, sich den Namen dieses zu großer Tiefe fähigen Schauspielers einzuprägen. Denn allen, die sich wieder nur sein Gesicht, aber nicht den Namen merken, sei versichert: Von Reda Kateb wird in Zukunft noch viel die Rede sein.

## PERSPEKTIVE DEUTSCHES KINO

### Ypsilon im freien Fall

Die Filme der diesjährigen Perspektive gewähren Einblicke in die Konfusionen der Mittdreißiger

VON CLAUDIUS LÖSER

Eine Frau kehrt zurück an den Ort ihrer Kindheit, in ein Reihenhaus irgendwo im Nirgendwo. Sie tut dies nicht freiwillig. Doch scheint die platinblonde Angie keine andere Wahl zu haben. Während ihrer Entziehungskur sind ihre Kontakte ins „Showbiz“ abgebrochen. Die Aufnahme ins nächste Dschungelcamp schlägt fehl. Mühselig arbeitet sie sich wieder zurück in die Branche, scheut dabei vor keiner Intrige zurück, rutscht bald wieder in den üblichen Drogensumpf ab. Fast kommt sie dabei dem wirklichen Leben endgültig abhanden, wird aber gerade noch durch ein einschneidendes Erlebnis zur Besinnung gebracht.

Die Geschichte von „Back for Good“ von Mia Spengler mutet symptomatisch genug an, um den Film in diesem Jahr zum Auftakt der Reihe Perspektive Deutsches Kino zu zeigen. Seine rastlos nach Anerkennung suchende, sich dabei aber immer weiter verzettelnde Heldin scheint stellvertretend für typische Verhaltensmuster der vielfach beschworenen „Generation Y“ zu stehen. Mit diesem Sammelbegriff werden die zwischen 1978 und 1998 Geborenen umrissen. Da auch sämtliche Filmemacher der Reihe diesen Jahrgängen entstammen, kann wohl von einer gewissen Deckungsgleichheit der fiktionalen und autobiografischen Ebenen ausgegangen werden.

Einerseits ist aus den Filmen ein drängendes Streben nach möglichst schneller Etablierung im traditionellen Arbeits- und Familienleben abzulesen. Andererseits bleibt die Sehnsucht nach Abenteuer und romantisch geprägtem Künstler-Dasein bestehen. Sinnhafte Gesten dieser dionysischen Gegenenergie formulieren sich vor allem in sexueller Diversität und im Hang zum Rausch. Diese nicht mehr ganz jungen Menschen wollen alles, und sie wollen es gleichzeitig: Kind, Geld, Verantwortung und Beruf auf der einen, Entgrenzung und Hedonismus auf der anderen Seite. Aus den Reibungsflächen zwischen diesen Polen speisen sich die Handlungen. Das geht filmisch mal mehr, mal weniger gut auf.

Die „Ypsilonner“ werden manchmal auch „Millennials“ genannt – so heißt auch gleich ein ganzer Film. Die Regisseurin Jana Bürgerlin entwirft ein Gruppenbildnis von Neu-Berlinern, die sich vom Umzug an die Spree entscheidende Karriereschübe versprechen. Leonard hofft, mit sei-



Rastlos sucht Angie (Kim Riedle) nach Anerkennung in „Back for Good“.



Anne-Cathrin (Anne Zohra Berrached) friert bald Eizellen ein in „Millennials“.

nen Hunde-Porträtfotos den Kunstmarkt aufzurollen, scheitert aber am Zynismus der Szene. Anne-Cathrin wird als bereits erfolgreiche Filmemacherin eingeführt, die aber darunter leidet, noch kein eigenes Kind zu haben. Um ihre gerade Fahrt aufnehmende Karriere nicht zu gefährden, aber dennoch den eigenen Nachwuchs zu gewährleisten, kommt sie auf die rettende Idee, ein paar ihrer Eizellen einzufrieren. Wie das genau funktioniert, wird dann gezeigt.

Ein auffälliger Fluchtimpuls der Figuren formuliert sich in ihrem Hang zum Drogenkonsum. Bei

„Back for Good“ und „Millennials“ wird alles mögliche eingeworfen und geschmuffelt. Im Resozialisierungsthriller „Zwischen den Jahren“ von Lars Henning stehen der Alkohol und seine kriminellen Folgen als ständige Bedrohung im Hintergrund. Bei gleich zwei Filmen wird Heroin zum wesentlichen Movens des Geschehens, besser gesagt: zum alles überschattenden Blockierer der eigentlich erhofften Freiheit. Der semi-dokumentarische Musikfilm „Könige der Welt“ von Christian von Brockhausen und Timo Großpietsch erinnert an die kurzzeitig immens erfolgreiche Band Union

## Gedanken im Gesicht

Der deutsche Nachwuchsschauspieler Louis Hofmann ist einer der Shooting Stars der 67. Berlinale

Robert Redford, denkt man sofort, wenn man Louis Hofmann gegenüber steht. Nur eben in ganz jung und zart. Der schon vielfach ausgezeichnete 19 Jahre alte Schauspieler, der sein Kinodebüt als „Tom Sawyer“ gab, wird bei der Berlinale als Shooting Star geehrt.

Was bedeuten Preise für Sie?

Für mich sind das großartige Bestätigungen meiner Arbeit, es sind Mutmacher. Und als junger Schauspieler braucht man einfach manchmal die Bestätigung, dass das der Weg fürs Leben ist.

Und die Bedeutung Geschäft?

Aufmerksamkeit sicherlich. Danach strebt jeder Schauspieler. Aber es ist nicht so, dass durch einen Preis der Marktwert steigt.

Es gibt in „Die Mitte der Welt“ die Szene, in der Sie als Phil Ihrer großen Liebe begegnen. Ihnen gelingt es, diese Überwältigung zu zeigen. Sie haben keine Schauspielerausbildung. Wie spielen Sie?

Es geht viel um Imagination. Ich hab' mir vorgestellt, dass das, was da jetzt gleich durch die Tür kommt, die Erfüllung all meiner Wünsche, meiner Träume ist. Dann habe ich aber keinen Trick. Ich stell mir die Dinge immer sehr genau vor und versuche, die Gedanken einer Figur im Gesicht zu erzählen.

Sie haben im Alter von neun Jahren zum ersten Mal vor der Kamera gestanden.

Wir haben damals Freizeitaktivitäten auf Kinderfreundlichkeit getestet für eine Sendung beim WDR. Da war eine Schauspielerin dabei, die von ihrem Beruf erzählt hat. Das hat mich fasziniert. Mit elf hab ich mich bei einer Agentur beworben, obwohl meine Mutter eher dagegen war. Die erste Anfrage war für den Kinderfilm „Das Tigerteam“ für fünfzig Drehtage in Vietnam. Das haben wir dann abgelehnt.



Louis Hofmann, Schauspieler

Haben Sie Vorbilder?

Im deutschen Raum ist das Tom Schilling, im englischsprachigen sind es Eddie Redmayne und Leonardo DiCaprio. Redmayne und Schilling haben so eine extreme Verletzlichkeit. Das lässt Zugang zu. Und der ist immens wichtig für den Zuschauer. Bei Leonardo DiCaprio bewundere ich diese physische Präsenz und seine Abgebrühtheit und Leichtigkeit.

Sie sind 2015 gleich nach dem Abitur von Köln nach Berlin gezogen. Wie kam das?

Ich wollte auf jeden Fall von zu Hause ausziehen, wollte auf eigenen Beinen stehen. Es sollte erst Köln sein, dann hatten mein jetziger Mitbewohner und ich die Idee zusammenzuziehen. Er ist Berliner, auch Schauspieler, ich hab ihn während der Dreharbeiten für „Unter dem Sand“ kennengelernt.

Youth. Vier Dorfjungs wurden im Jahr 2000 von der niedersächsischen Provinz direkt nach Los Angeles katapultiert, wo sie als „deutsche Antwort auf Nirvana“ einen exklusiven Vertrag bei einem Major-Label unterschreiben sollten. Dieser Erfolg war nicht zu verkraften. Für den charismatischen Sänger Matze mündete der Superstar-Traum direkt in die Junkie-Hölle. Im Film werden wir Zeugen seiner – hoffentlich erfolgreichen – Therapie, die allerdings über große Strecken wie für die Kamera inszeniert erscheint.

Im Heroinsumpf der beschaulichen Stadt Salzburg spielt „Die Beste aller Welten“ von Adrian Goginger. Zu 99 Prozent beweist dieses packende Langfilm-Debüt, dass die besseren deutschsprachigen Filme oft von Österreichern gemacht werden. Mit welcher Souveränität der Überlebenskampf eines siebenjährigen Jungen gegen die Dämonen seiner Mutter in Szene gesetzt wird, ringt höchsten Respekt ab, kommt kraftvoll, authentisch, teilweise geradezu visionär daher. Wenn nur dieser unselig-kitschige Epilog nicht wäre!

Es gibt auch Beiträge, deren Reflexionen distanzierter ausfallen. Florian Radlmaier spielt in der ironischen „Selbstkritik eines bürgerlichen Hundes“ sich selbst als einen an den eigenen Ansprüchen scheiternden Filmemacher. Unterschwellig subversiv werden in Michael Fetter Nathanskys Kurzfilm „Gabi“ kommunikative Verhaltensmuster zerlegt. Souverän entwirft Felicitas Sonvilla in „Tara“ eine atmosphärisch dichte Dystopie aus einem Europa der nahen Zukunft, dem kaum noch zu entkommen ist. In nur 30 Minuten erschafft die knapp 30-jährige Wiener Regisseurin einen eigenen, geschlossenen Kosmos, in dem endlich einmal nicht alles erklärt, aber umso mehr sinnlich spürbar wird. Ihr gelungener „kleiner Film“ macht die Defizite anderer Arbeiten deutlich spürbar.

Leider zielen viele Regisseure des aktuellen Perspektive-Jahrgangs zu stark auf Oberflächenreize. Sie wollen schon als Studierende möglichst sofort sendefähige Langfilme produzieren, die dann doch mehr nach Bildschirm als nach Leinwand aussehen. Eine Arbeit wie „Tara“ zeigt unter anderem auch, wie wichtig filmgeschichtliches Wissen und individuelle Risikobereitschaft für ein zukunftsweisendes Filmemachen bleiben.

Die Filme der Reihe laufen im Cinemaxx (Potsd. Pl.), Colosseum. [www.berlinale.de](http://www.berlinale.de)

## SHORT FILMS

### Würzige Kürze

Die Kurzfilme  
des Festivals  
haben es in sich

VON ALEXANDRA SEITZ

Katzen-Clips erfreuen sich im Internet bekanntlich einiger Beliebtheit; viele lassen gern den Griff fallen, wenn per Mail oder WhatsApp ein Samtpfoten-Schnipsel eintrifft. Dann heißt es begeistert: „Ach, wie süß!“, und kein Gedanke wird mehr an die realen Lebensbedingungen realer Lebewesen in realen Räumen verschwendet. Brenda Lien holt die hässliche Realität wieder herein, sie macht die allgegenwärtige Tierquälerei zum Dreh- und Angelpunkt eines Animationsfilms, der in ununterbrochen transformierender Bewegung Entzückendes und Entsetzliches ineinander übergehen lässt.

Mit seinen vier Minuten gehört „Call of Cuteness“ zu den mit Abstand kürzesten und zugleich eindrucklichsten Filmen, die in diesem Jahr in den fünf Programmen der Sektion Berlinale Shorts präsentiert werden. Nicht minder beeindruckend sind zwei weitere Animationsfilme, die den Referenzrahmen Computerspiel auf je unterschiedliche Weise transzendieren: David O'Reilly, 2009 für „Please Say Something“ mit dem Goldenen Bären ausgezeichnet, kehrt mit „Everything“ zurück: einer Kurzfilm-Auskopplung aus dem gleichnamigen, selbst konzipierten Game, in dem er an die Stelle von zu erreichenden Levels einen ganzheitlichen Entwurf treten lässt. Im Rahmen der Berlinale Talents wird O'Reilly das Spiel auch persönlich und ausführlich vorstellen. Und Jonathan Vinel arrangiert Sequenzen aus dem Spiele-Klassiker „Grand Theft Auto“ um zur dystopischen De(kon)struktionsgeschichte „Martin Pleure“ und befreit auf diese Weise die gewalttätige Game-Narration hin zum Melodramatischen.



Eher beunruhigend wirkt diese Katze in „Call of Cuteness“.

23 Filme aus 19 Ländern dürfen sich in diesem Jahr Hoffnungen auf Auszeichnungen machen. Außer Konkurrenz wird der erst kürzlich vom Arsenal digitalisierte, 1969 entstandene „Monangambeee“ von Sarah Maldoror gezeigt, eine historische Momentaufnahme aus dem angolanischen Befreiungskampf. Leider zum wiederholten Male unterrepräsentiert auf dem Festival ist der klassische, abstrakte Experimentalfilm. Immerhin findet sich mit „keep that dream burning“ von Rainer Kohlberger ein besonders eindrucksvolles Exemplar im Programm. Auf Ausschnitte aus Actionfilmen angewendete Algorithmen erzeugen nicht nur Noise und weißes Rauschen, sondern über das Werden und Vergehen pulsierender, schemenhafter Formen auf der Leinwand auch einen subkutanen Rausch: Man geht auf einen Trip ins Innere, der seinen Ausgang im Akt des reinen Sehens nimmt.

Mit vier Produktionen – „Altas Cidades de Ossadas“ von João Salaviza, „Cidade Pequena“ von Diogo Costa Amarante, „Coup de Grâce“ von Salomé Lamas und „Os Humores Artificiais“ von Gabriel Abrantes – bildet Portugal einen kleinen Länderschwerpunkt, der zugleich einen Überblick bietet über die Ausdrucksvielfalt der dortigen Kinematographie. Mal geht es hermetisch-formalistisch zu, mal poetisch-überschwänglich, nie aber wird es langweilig oder banal. Sie mögen kurze Filme sein, doch sie haben es in sich.

Interview: Susanne Lenz

Spieltermine auf [www.berlinale.de](http://www.berlinale.de)